

Hirtenbrief des Erzbischofs zur Fastenzeit 2013

Glauben auf gutem Grund – Ermutigungen zum Jahr des Glaubens

Liebe Schwestern und Brüder!
Wahrscheinlich kennen Sie dieses lähmende Gefühl, das viele von uns ab und zu im Alltag beschleicht: „Es scheint alles so vergeblich, was ich tue: Die ganze Anstrengung, alle Mühe, die ich aufwende, der hohe Einsatz an Zeit und Kraft – alles umsonst!“ Wer sich gegenwärtig in unserer Kirche umschaute, kann bisweilen einen ähnlichen Eindruck gewinnen. Da sind Priester, die seit Jahrzehnten mit viel Leidenschaft ihren Dienst ausüben: Sie schmerzt die Erfahrung, vor immer leerer werdenden Kirchenbänken zu stehen. Da sind hauptberuflich und ehrenamtlich tätige Mitchristen: Sie opfern viel Zeit und Kraft für kirchliches Engagement und kommen sich wie Kämpfer gegen Windmühlenflügel vor. Ein Beispiel: Trotz aller aufwendigen Bemühungen in der Vorbereitung auf Erstkommunion und Firmung scheint der Grundwasserspiegel des Glaubens von Jahr zu Jahr zu sinken. Besonders Eltern und Großeltern kennen dieses Gefühl der Vergeblichkeit im Blick auf die religiöse Erziehung. Viele sind traurig darüber, dass ihre Kinder und Enkel sich trotz aller Bemühungen immer mehr vom Glauben distanzieren, den Gottesdienst nicht mehr besuchen oder sogar aus der Kirche austreten, ich weiß aus so manchen

seelsorglichen Gesprächen, wie weh das tut. immer wieder taucht in solchen Situationen die Frage auf: „Was haben wir nur falsch gemacht?“

Mehr denn je stellen sich christlich gesinnte junge Mütter und Väter dieselbe Frage – nur unter anderen Vorzeichen. Sie fragen nach dem „Wie“ der religiösen Erziehung ihrer Kinder, denn schließlich wollen auch sie nichts falsch machen. Sie wissen, dass mit Druck oder allgemeinen Erwartungen auf die Dauer nichts zu erreichen ist. Hinzu kommt ihre Verunsicherung auf dem Gebiet der religiösen Erziehung: „Wie soll ich es denn anstellen? Was kann ich meinem Kind sagen? Vieles weiß ich ja selbst nicht so genau.“ Untersuchungen der letzten Jahre belegen, was ganz praktisch in der Seelsorge zu erfahren ist: Immer mehr getaufte Frauen und Männer haben ihre religiöse Praxis, aber auch ihre Glaubensfragen so sehr in den Privatbereich zurückgenommen, dass all das nach außen hin gar nicht mehr in Erscheinung tritt und zur Sprache gebracht wird. Entsprechend groß sind die Erwartung und Suche nach Unterstützung durch die Menschen, die hauptberuflich in der Seelsorge und in den kirchlichen Einrichtungen tätig sind.

Spürbar ist schließlich ein weiteres Erbe der letzten Jahrzehnte: Im katholischen Umfeld wurde die religiöse Praxis fast ausschließlich auf den Kirchgang reduziert. Wenn wir von einem praktizierenden Katholiken sprechen, meinen wir jemanden, der am Sonntag zum Gottesdienst geht. Ganz zu Unrecht besteht diese Gleichsetzung nicht. Denn wo der sonntägliche Kirchgang ausfällt, geschieht in religiöser Hinsicht manchmal tatsächlich nicht mehr viel. Die persönliche Gebets- und Glaubenspraxis war schon früher abhandengekommen, jetzt fällt auch noch der sonntägliche Messbesuch als letztes Verbindungsglied weg...

So ergeben sich Fragen über Fragen. Ich möchte Sie dazu aufrufen, sich diesen wichtigen Glaubensfragen offen und ehrlich zu stellen. Und ich unterbreite Ihnen einen Vorschlag, der in den Gemeinden und Einrichtungen auf ganz unterschiedliche Weise aufgegriffen werden kann. Ich denke an die große Chance und Herausforderung, die sich durch junge Familien mit der Geburt eines Kindes ergeben. Oftmals kommen sie in diesem Zusammenhang wieder in Berührung mit Fragen des Glaubens und der kirchlichen Praxis. Manche junge Familie besucht dann wieder häufiger den Sonntagsgottesdienst. Und auch das abendliche Gebet mit den Kindern wird eingeübt. Nach wie vor sucht die Mehr-

heit der jungen Familien in den Gemeinden um die Taufe ihrer Kinder nach. Viele Eltern fragen sich: „Was wollen wir eigentlich für unser Kind? Was soll es in religiöser Hinsicht ‚mitbekommen‘?“ Sie können sich wohl noch daran erinnern, was sie selbst als Kind im Kontakt mit der Kirche erlebt haben. Die ersten religiösen Erfahrungen sind dann aber verblasst und inzwischen zu fernen Kindheitserinnerungen geworden. In vielen Fällen scheint mir dies das eigentliche Problem zu sein: Der Glaube des Einzelnen, der grundgelegt und anfangs ja auch „genährt“ worden ist, ist nicht mitgewachsen. Er blieb im wahrsten Sinne des Wortes in den Kinderschuhen stecken. Den Erwachsenen jedenfalls kann er nicht mehr tragen – und daher auch nicht an die nachwachsende Generation glaubwürdig empfohlen und vermittelt werden.

Ich meine, dass es hier anzuknüpfen gilt. Schon vor einigen Jahren habe ich darum gebeten, unser Pastorales Handeln vom Sakrament der Taufe her zu erneuern. Dazu gehören auch weiterführende Fragen – etwa: Wie und wo lernen Erwachsene, als erwachsene Menschen zu glauben und zu beten? Was geschieht bei der Tauf- und Kommunionvorbereitung oder im Kindergarten im Blick auf die religiöse Prägung der Eltern? Können hier neue Netzwerke entstehen, wo wenigstens denen, die mehr suchen, Gemeinschaft mit Gleichgesinnten möglich wird? Hier

verdeutlicht sich, worauf gegenwärtig immer wieder aufmerksam gemacht wird: Wir leben mittlerweile in einer missionarischen Situation, in der wir ganz neu den Glauben erlernen und ins Gespräch bringen müssen – ohne auf frühere Sicherheiten selbstverständlich bauen zu können.

Aus diesen und ähnlichen Erfahrungen der Seelsorge resultiert für mich eine Einsicht, die ich gerne mit Ihnen teilen möchte: Bevor ich mir über einzelne Glaubensinhalte Gedanken mache, muss ich mir grundsätzlich im Klaren darüber sein, ob ich an den Gott Jesu Christi glaube und welchen Ort Gott in meinem Leben findet. Das A und O des Glaubens ist die ganz persönliche Beziehung zu Gott. Und zwar mitten im Alltag! Ohne eine vertrauensvolle Nähe zu Gott bleibt alles religiöse Tun eine seelenlose Hülse, eine bloße Gewohnheit, die vielleicht schön ist, aber auf Dauer wenig hilfreich. Deshalb lade ich Sie im „Jahr des Glaubens“ dazu ein, sich der Frage zu stellen: Wer ist Gott für mich? Was ist mir in meinem Glauben wichtig? Wo habe ich meinen Glauben als so tragfähig erlebt, dass ich ihn weitergeben möchte: allen voran an meine Kinder und Enkel? Wie steht es um mein inneres Verhältnis zu Gott, um mein Beten? Schön wäre es, nicht nur im eigenen Kämmerlein an dieses Thema heranzugehen, sondern das Gespräch

zu suchen mit dem Partner, mit Gleichgesinnten im Freundeskreis oder in der Gemeinde und – warum nicht auch? – mit den eigenen Kindern. Entscheidend ist hierbei nicht nur der Blick auf äußere Formen, sondern auch auf das, was den Glauben nach biblischem Zeugnis von innen her ausmacht. Der Hebräerbrief bringt es eindrucksvoll auf den Punkt: „Glaube ist Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugt Sein von Dingen, die man nicht sieht“ {Hebr 11,1). Echter Glaube ist nicht ein bloßes Fürwahr Halten von Sätzen, sondern ein ehrliches Sich-Einlassen des ganzen Menschen auf den lebendigen Gott. Er macht uns Mut, unter seinem Geleit in die unbekannte Zukunft unseres Lebens aufzubrechen – auch dann, wenn wir ihn nicht verstehen können und uns vieles an ihm zur Frage wird. Wer sich mit Herz und Verstand Gott anvertrauen kann, hat zwar keine strengen Beweise, dass es ihn gibt, wohl aber gute Gründe. Ich vergleiche diesen Akt vernünftigen Vertrauens gerne mit einem Menschen, der sich in Liebe ganz auf einen anderen einlässt und mit ihm die Zukunft wagt. Auch er hat, genau besehen, keine Beweise, dass sein Vertrauen gerechtfertigt ist, aber doch seine guten Gründe!

Vielleicht hätte mancher von ihnen an dieser Stelle einige Klärungen zu einzelnen Glaubensfragen erwartet. Mir scheint es jedoch unter heuti-

gen Bedingungen wichtiger zu sein, zunächst das Fundament unseres Glaubens zu beleuchten, bevor wir uns einzelnen Ausführungen in der Glaubensstradition der Kirche zuwenden. Es darf uns nicht so ergehen wie dem törichten Mann in der Bergpredigt Jesu, der sein Haus auf Sand baut, so dass es bei der nächsten Sturmflut einstürzt und alles unter sich begräbt (vgl. Mt 7,26f.). – Einen solchen Glauben kann man aber nicht diktieren. Er ist vielmehr ein Geschenk Gottes, um das wir immer auch beten müssen. Ich sehe das Gebet als einen hilfreichen Hinweis für die Eltern und Großeltern, die darunter leiden, dass die jungen Menschen in ihren Familien trotz aller Bemühungen auf Distanz zum Glauben und zur Kirche gehen. Sie können bei allem Schmerz im Gebet Gott ihre Sorge anvertrauen. Im Letzten sind es seine Kinder. Wenn er einen Weg zu ihren Herzen finden will, wird er ihn am Ende selbst suchen. Als Eltern haben sie in der Erziehungsarbeit damals ihren Teil nach bestem Wissen und Gewissen getan. Auch wenn es nun im Rückblick vergeblich aussehen mag, hat das Vorbild eines gläubigen Lebens doch immer Sinn und trägt – vielleicht nur im Verborgenen – Früchte.

Liebe Schwestern und Brüder!
Mit Ihnen bitte ich zu Beginn der Heiligen Vierzig Tage um ein offenes und vertrauensvolles Herz, das Got-

tes Nähe sucht und nicht darin nachlässt, seiner Spur zu folgen: in der Heiligen Schrift, im Gebet und auf den vielfältigen Wegen des Alltags. Vergessen wir nicht, wovon der Verfasser des Ersten Johannesbriefes überzeugt ist: „Wenn das Herz uns auch verurteilt – Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles“ (1 Joh 3,20). Dies ist einer meiner Lieblingssätze in der Heiligen Schrift. In dieser Zuversicht unseres Glaubens grüße ich Sie und wünsche Ihnen eine erfüllte Fastenzeit und ein gesegnetes Osterfest!

Ihr

Hans Josef Becker, Erzbischof von Paderborn